



Marlene
Fleißig

BESTIMMT
SCHÖN
IM
SOMMER

Roman

hanserblau

Leseprobe für lesejury.de

Das Buch

Galicien, die stürmisch schöne Küste und zwei ungleiche Schwestern: In Galicien pflückt das Meer die Schwimmer wie Früchte von den Felsen und verschlingt sie. Eines Tages holt der Ozean auch Marias Schwester: Adela ertränkt sich und lässt die Familie voller Fragen zurück. Nach dem Unglück flieht Maria nach Deutschland. Erst Jahre später beschließt sie, sich ihrer Vergangenheit zu stellen. Und trifft dabei auch auf Mateu, Adelas Freund. Ihm war Maria schon immer näher, als sie es sich erlaubte. Mit Wärme und Humor erzählt Marlene Fleißig eine berührende Geschichte über Schuld und die Schatten der Vergangenheit.

Die Autorin

Marlene Fleißig, geboren 1992, wuchs in Bayern auf. Sie studierte Übersetzen und Dolmetschen in Leipzig. Die Idee zu ihrem Debütroman kam ihr bei einem Studienaufenthalt in Galicien.

Marlene Fleißig. *Bestimmt schön im Sommer*
192 Seiten. Paperback. Erscheint am 11. März 2019
Auch als E-Book

hanser-literaturverlage.de

hanserblau

Leseprobe

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26193-8

© 2019 hanserblau in der Carl Hanser Verlag
GmbH & Co. KG, München

Dieses Buch wurde vermittelt durch die Literaturagentur
erzähl:perspektive, München (www.erzaehlpespektive.de)

Umschlag: Zero Werbeagentur

Motiv: © FinePic unter Verwendung von

Motiven von Shutterstock.com

Satz im Verlag

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889



Keine Ahnung, warum wir hier grüne Latzhosen tragen mussten. Es war nicht so, als würden wir uns im Dickicht tarnen oder in den kahlen Apfelbäumen verstecken wollen. Es konnte sich auch nicht um eine Frage der Ästhetik handeln. Hätte ich grauenhafte Hosen tragen wollen, hätte ich gleich zur Polizei gehen können.

Heute war Indoor-Arbeit angesagt und zwischen den schicken Kostümchen mit perfekt gebügelten Blüschen darunter, die zu den cremefarbenen Stöckelschühchen passten, verkehrte sich unsere Tarnfarbe ins Gegenteil. Ich versuchte es trotzdem, als ich am ersten Ficus angekommen war. Unauffällig platzierte ich mich hinter den schlaff hängenden Blättern. Der Ficus stand neben dem Schreibtisch eines Glatzköpfigen, der hoch konzentriert auf einen Bildschirm starrte. Seine Brille war ihm bis zur Nasenspitze gerutscht. Bestimmt IT-ler, dachte ich, streifte meine Handschuhe über und begann, die gelben Blätter abzuzupfen. Ein paar Minuten war ich schon dabei, da schreckte die Glatze hoch.

»Was tun Sie da?«, zischte er.

Meine gesammelten Blättchen fielen mir aus der Hand und glitten zu Boden.

»Ihr Ficus hat einen Zug abbekommen«, sagte ich und ging in die Knie, um die Blätter vom Teppich zu lesen.

In letzter Zeit hatte ich zugenommen, die Hose kniff am Po.

»Ich lüfte immer vorschriftsgemäß«, sagte er laut.

Der Kollege ihm gegenüber blickte kurz hoch und tippte weiter.

Ich richtete mich auf und warf die verdorrten Blättchen in den Müllsack, den ich auf meinen Runden dabeihaben musste. Der Kerl starrte mich dabei regungslos an. Ob diese Unhöflichkeit wohl spezifisch für die Berufsgruppen Unternehmensberatung und IT war? Oft war es vorgekommen, dass sich die Büroarbeiter von mir gestört fühlten. Sie zogen einen Sichtschutz für ihren Computerbildschirm aus der Schublade oder sperrten ihr System, um eine Kaffeepause zu machen, die genau so lange dauerte wie meine Anwesenheit. Der Mann mit dem Ficus räusperte sich ebenso betont laut, wie er vorher gesprochen hatte. Ich wandte mich wieder ihm zu.

Seine Hände lagen auf der Tastatur, neben ihnen stand ein Bilderrahmen, darin ein Foto, auf dem ich einen lächelnden Jungen erahnen konnte. Der Mann drehte den Rahmen um, ich konnte nur noch die Rückseite sehen.

»Muss das sein? Ich versuche hier zu arbeiten«, sagte er.

Seine Hände lagen erneut auf der Tastatur. Kein Ring.

»Ich bin gleich fertig«, antwortete ich.

Ob man hier bereits wieder gießen musste? Eigentlich brauchten die Büropflanzen nur alle zwei Wochen Wasser. Die einzigen Pflanzen, über die ich etwas wusste, waren Kartoffeln und vielleicht noch Salat. Denn das war das Einzige, was auf dem Hof meiner Eltern wuchs. Und Ginster, natürlich, aber der kam alleine klar. In der Bewerbung für den Gärtnerposten hatte ich »Erfahrungen in der Landwirtschaft« angegeben, was mich in den Augen der Personaler anscheinend zur Ficusspezialistin gemacht hatte. Adela war die Pflanzenliebhaberin in unserer Familie gewesen.

Meinen Zeigefinger ließ ich in die Erde sinken: trocken. Einen großen Unterschied zu den Kartoffeln konnte es doch nicht geben. Ein paar Tische weiter war ein Waschbecken. Ich nahm meine

Gießkanne und füllte sie, dann kehrte ich zum Schreibtisch des Glatzköpfigen zurück. Als ich begann, das Wasser in den Topf zu gießen, sog er scharf die Luft durch die Nasenlöcher ein und hackte auf die Tastatur ein. Kurz dachte ich daran, ihm den Rest Wasser aus der Kanne in den Kragen zu schütten.

Ein paar Blättchen hingen noch welk an der Pflanze, und ich musste mich zwischen den Stuhl des IT-lers und den Ficus drängen, um sie abzupfen. Das Hacken hatte aufgehört.

»Können Sie das nicht außerhalb meiner Arbeitszeiten machen?«

Er sprach ganz leise, presste jedes Wort zwischen den Zähnen hervor, das hörte ich, ohne mich umzudrehen. Stumm bearbeitete ich die Blätter weiter.

»He, haben Sie mir überhaupt zugehört?«

Seine Glatze war rot gefleckt. Eine gigantische Vene pulsierte in der Gegend seines Hemdkragens. Was er jetzt brüllte, blendete mein Hirn - wohl zum Selbstschutz - aus, sobald mich die ersten Spucketrophen trafen. Dann kam die Stille. Das Großraumbüro war versteinert. Ich wünschte, Stille würde auch bedeuten, man könne plötzlich nicht mehr sehen. Mein Hirn zwang mich, alle Reize gleichzeitig zu registrieren. Eine Frau, die gerade mit einem Buch in der Hand den Raum betreten hatte und jetzt mit schildkrötenartig eingezogenem Kopf verharrte. Den Mann am Schreibtisch neben dem Kahlen, dessen Augen zwischen mir und dem Schreihals hin und her wanderten. Das Gesicht des Brüllenden selbst, wie sich leise Unsicherheit hinter seine Augen schlich, er Luft in seinen Brustkorb pumppte, sein Hemd sich straffte. Und irgendwie sah ich auch mich dort stehen. Ein Trottel in grüner Hose, mit einer Gießkanne in der Hand. Ich stellte sie behutsam auf den Boden und ging.



»Rot oder weiß?«

In Lars' Wohnung roch es nach Mann. Eine Mischung aus vollgeschwitzten Sportsocken und Rasierwasser, Ekel und Abenteuer. Ich drehte in der Raummitte des spärlich eingerichteten Wohnzimmers - Kunstledercouch auf blauem Fransenteppich, Glastisch mit Autozeitschrift, Riesenfernseher, Bücherbord - eine Pirouette. Weit und breit keine Sportsocken. Lars stand in der Tür zur Küche und hielt eine Flasche Weißwein in der Hand.

»Gut, weiß«, sagte ich.

Warum Männer immer denken, dass Frauen Weißwein trinken. Ich ging auf das Fenster zu, es war gekippt und Abendluft sickerte zu uns herein. Das Fenster war einem Innenhof zugewandt und weil Lars' Wohnung im fünften Stock war, schaute man erst in einen Abgrund, bevor das Fleckchen Gras zwischen den Häusern den Blick auffing.

Aus der Küche hörte ich Töpfe gegeneinander knallen, leises Fluchen, weitere Kochgeräusche. Wahrscheinlich kochte er Risotto oder irgendein anderes Date-Gericht. Vielleicht auch Pizza, selbst gemacht natürlich. Ich wandte mich dem Bücherbord zu. Ein Bildband über Neuseeland. *Sakrileg* von Dan Brown. Die *The Fast and the Furious*-DVD-Sammlung. Ein kleiner Eiffelturm, wie man ihn aus Paris mitbringt, wenn einem nichts Besseres einfällt. Mehr Kram als Bücher. Meine Hände wurden feucht. Den ganzen Abend war ich kein Stück aufgeregt gewesen. Nach der Ka-

tastrophe mit dem Ficus-Mann hatte ich Lars wie mechanisch angerufen und gefragt, ob er Zeit habe. Er klang überrascht, sagte aber zu. Seine Stimme vibrierte mir etwas von seiner Vorfreude durchs Telefon. Kurz hielt ich sie für meine eigene. Normalerweise war ich aufgeregt, wenn ich Männer traf. Es waren keine Schmetterlinge im Bauch, eher so, als hätte mir jemand Teer in den Magen gekippt, der erstarrte. Lars zu treffen war entspannter, ich hatte das als gutes Zeichen gewertet. Aber die Vorstellung, mit jemandem zu schlafen, der die gesamte *Fast and Furious*-Kollektion im Regal hatte, jagte mir Schauer über den Rücken. Und mit ihm schlafen, das wollte ich schließlich. Denn so machten das alle, wenn sie gestresst oder einsam oder traurig oder gelangweilt waren. Und trugen danach einen überlegenen Gesichtsausdruck zur Schau. Eno verurteilte diese Rein-raus-Menschen, was lustig war, weil sie selbst nicht gerade wie eine Nonne lebte. Aber, darauf bestand sie und hatte wohl recht damit, sie suchte sich ihre Partner gut aus. Nur, Eno war jetzt nicht da. Und Eno war auch nicht ans Telefon gegangen, den gesamten Nachmittag, also konnte Eno mich auch für nichts verurteilen oder von etwas abhalten.

»Du magst doch Risotto?«, fragte Lars, als ich zu ihm in die Küche trat.

Im Topf vor ihm trudelte der Reis im Wasser Richtung Topfboden. Ich nickte. Er setzte den Deckel wieder auf das brodelnde Wasser und griff nach einer Flasche Bier, nahm einen Schluck.

»Du trinkst gar keinen Wein?«, fragte ich.

»Bin eher so der Biertrinker«, sagte er und wandte sich wieder dem Topf zu.

»Ich hätte glaube ich auch lieber ein Bier.«

Er drehte sich um, für einen Moment sah er irritiert aus, dann

lächelte er sein Hängemattenlächeln und holte mir ein Bier aus dem Kühlschrank.

So standen wir uns gegenüber. Das Thema Arbeit hatten wir schon in den ersten zehn Minuten abgefrühstückt. Kurz überlegte ich, ob ich aus dem Vorfall von heute Nachmittag eine witzige Anekdote basteln konnte, aber der Schock saß noch zu tief.

»Warst du mal in Neuseeland?«, fragte ich.

Sein Lächeln wurde breiter.

»Ja, Anfang des Jahres für drei Wochen. War echt Wahnsinn.«

Er erzählte von Städten, die sie bereist, von Fischen, die sie bewundert, und von Landschaftsstrichen, die sie beeindruckend gefunden hatten. Ich dachte eine Sekunde darüber nach, ob »wir« er und seine Freundin Schrägstrich Exfreundin waren, stellte fest, dass es mir egal sein musste, und erledigte das Bier in wenigen Schlucken. Meine Hände waren noch immer glitschig. Beherzt riss ich an der Kühlschranktür.

»Andersrum«, kommentierte Lars und fing an zu lachen, als ich den Kühlschrank endlich aufbekam. Und als ich mir das nächste Bier nahm, sagte er: »Hast 'nen ganz schönen Zug drauf.«

»Kann sein«, murmelte ich und bremste mich noch im letzten Moment, bevor ich den Kronkorken an der Kante der Arbeitsplatte von der Flasche haute.

Mit weit aufgerissenen Augen hielt ich ihm das Bier hin. Gleichzeitig versuchte ich, keck zu lächeln. Also mit dem einen Mundwinkel mehr nach oben. Ich wollte ihm gefallen, trotz Eiffelturm. Sein Gesicht zerschmolz und die Fältchen um seinen Mund verknoteten sich zu einer mitleidvollen Grimasse.

»Und du, warst du schon mal dort?«, fragte er, als er mir die Flasche – jetzt offen – in die Hand drückte.

»In Neuseeland? Nein, aber ich würde gerne mal hin.«

Hatte ich gerade beschlossen.

»Ich war schon ewig nicht mehr im Urlaub«, machte ich Konversation, als er sich wieder dem Topf zuwandte. »Das letzte Mal in Portugal, glaub ich, aber das zählt quasi nicht, ist ja so nah.« Ich plapperte, aber Lars merkte es nicht.

»Findest du? Ist schon eine ganz schöne Ecke.«

Ich hatte es geschafft, dass er sich wieder zu mir drehte. Auf seinem blauen Polohemd waren ein paar Risottospritzer in Kragenhöhe.

»Von Spanien ist es nur ein Katzensprung.«

»Du kommst aus Spanien?«

Noch in der Drehbewegung zum Topf hin hatte ich seine Aufmerksamkeit gefesselt.

»Na ja, aus dem Norden.«

Aus einer Region, in der es achtzig Wörter für Regen gab. Regen mit Wind. Regen mit Schnee. Regen mit Wind und Schnee. Die Exotikkarte hatte ich selten gut ausspielen können.

»Sieht man dir gar nicht an«, sagte er und sein Blick suchte mein Gesicht nach etwas ab. Vielleicht vermisste er den dunklen Teint oder die schwarzen Augen oder er erwartete, dass ich im nächsten Moment »Olé« rufen und Kastagnetten aus meiner Bluse zaubern würde. »Aber stimmt, du hast auch so einen spanischen Nachnamen«, fiel ihm ein. Nachdem er sich selbst die Situation erklärt hatte, glaubte er mir meine Herkunft. »An Maria hätte man es nicht unbedingt gemerkt«, sagte er noch, als würde auch ich das erste Mal über meinen Namen nachdenken und ihn nicht schon jahrelang verfluchen.

Maria. Alle hießen Maria. Maria war der einzige Name in Spanien, für den es eine eigene Abkürzung gab, ein M mit einem hochgestellten kleinen a. Denn normalerweise folgte auf Maria noch et-

was. Maria Elena, Maria José, Maria Adela. Meinen Eltern war der Saft ausgegangen, beim zweiten Kind hatte es nur noch für einen Namen gereicht.

»Wie lange bist du denn schon hier?«

Er beschäftigte sich mit dem Risotto. Schüttete etwas Grünes aus einem Gläschen dazu. Es begann nach Rosmarin zu riechen.

»Fast fünf Jahre.«

»Deutsch sprichst du ja perfekt, daran hätte ich's nicht gemerkt.«

»Danke.«

Ich suchte den Raum ab nach Inspiration, wie man das Thema wechseln könnte. Wie wäre ein Gespräch über Topflappen? Oder hey, den Dunstabzug.

»Fährst du oft nach Hause?«

Er pfefferte den Reis und rührte weiter.

Ich antwortete, ohne nachzudenken: »Bist du bei der Polizei oder so?«

»Was, wieso?«

»Hat was von einem Verhör.«

Er drehte sich zu mir. Damit er meinen Kommentar als Ironie abspeichern, lachen und dann das Thema wechseln konnte, hatte ich mir ein breites Lächeln aufgesetzt. Er lachte unsicher.

»Warum so geheimnisvoll?«

»Ach du, das ist alles gar nicht so spannend. Ich bin kein Familienmensch.«

»Echt nicht?«

Ich schüttelte den Kopf und konzentrierte mich auf sein Polohemd. In Gedanken hörte ich Eno lachen, was, du hast mit einem Typen im Polohemd geschlafen?

»Auch nicht so mit Kindern und so?«

Er sagte zweimal so. Vielleicht war ihm schon während er es ausgesprochen hatte aufgegangen, dass die Frage bei mir komisch ankam.

»Weiß nicht«, sagte ich und aus meinem Mund purzelte ein Glucksen, das das Echo zu seinem Lachen vorher werden wollte, aber als Totgeburt zwischen uns fiel.

Er griff nach einem Porzellansalzstreuer und bestäubte den blubbernden Reis.

»Also ich würde gern mal nach Spanien«, sagte Lars.

Um den Moment zu übertünchen, ja, ihm so viel Farbe aufzuspinneln, dass keine Falte und Unebenheit erkennbar wäre, stieg ich auf Lars ein.

»Das ist gar nicht so toll, wie du denkst. Der Norden ist nicht so, wie man sich Spanien vorstellt. Keine Sonne, keine Sangria. Eher so wie Irland. Viele Felsen, viel Grün, steile Küsten und Wald.«

»Echt, wie Irland? Auch kalt und so?«

Er salzte noch immer.

»Ja. Kalt.«

»Was machst du denn in Deutschland? Wärest du mal lieber in den Süden ausgewandert.«

In Lars' Hand schlingerte der Salzstreuer, wie ein Kind mit einer Rassel sah er aus.

»Nicht so viel Salz«, rief ich.

»Oh ja, 'tschuldigung.«

Er stellte den Streuer ab.

»Kann ich probieren?«

Umständlich angelte er einen Klumpen Reis aus dem Kochtopf und hielt mir den Löffel hin.

»Vorsicht, heiß«, sagte er, aber die Körner brannten mir schon ein Loch in die Zunge.

Ich nuschelte: »Schmeckt gut.«

Er lächelte.

Beim Essen übernahm er wieder den Hauptgesprächsanteil. Das war gut, denn ich war damit beschäftigt, den Reis an meiner verbrannten Zunge vorbeizujonglieren. Es ging ums Kochen, ums Essen, um seine Zeit in Bremen, schließlich wieder ums Kochen. Nach dem zweiten Bier hatte ich inzwischen auch den Humpen Wein geleert, den er für mich vorgesehen hatte. Ich musterte ihn an der obligatorischen Kerze auf dem Tisch vorbei. Schlecht sah er nicht aus. Der Dreitagebart stand ihm. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und schaute an der Flamme vorbei zu mir.

Ich sagte mehr zu mir als zu ihm: »Und nun?«

»Willst du Kaffee?«, fragte er.

Ich nickte, er stand auf und ging wieder in der Küche klappern. Ich ließ mich auf die Couch fallen und machte einen Knopf meiner Bluse auf, und meine Haare. Dann machte ich die Haare wieder zu. Lars kam zu mir, einen Becher in der Hand.

»Bitte schön.«

»Du willst keinen?«, fragte ich und nippte an dem, was er Kaffee nannte.

»Nee, ich muss morgen früh raus. Arbeiten und so.«

»Oh.«

Ich versuchte schnell zu trinken, ohne dass es so aussah, als würde ich versuchen schnell zu trinken. Lars saß bestimmt einen halben Meter weg von mir auf der Couch. Mir fiel auf, dass von irgendwoher Soul dudelte. Lief das schon länger? Ich sah wieder zu Lars, der sah auf sein Handy. Den letzten Schluck seines Kinderkaffees schüttete ich hinunter.

»Ich muss auch mal los. Mein Hund wartet«, sagte ich in ge-

schäftigem Tonfall, schoss in die Höhe und sah mich nach meiner Jacke um.

»Du hast einen Hund?«

Er lächelte wieder dieses arglose Lächeln.

Ich antwortete: »Ja, er ist ziemlich alt, weißt du, kann nicht mehr so lange alleine bleiben.«

Lars lächelte noch immer. Er begleitete mich zur Tür, ich nahm meine Jacke vom Haken.

»Ja, war schön«, sagte ich und zuckte mit den Schultern.

Sollte ich ihm vielleicht die Hand geben?

Er machte die Tür auf und sagte: »Ja, war echt sehr schön, können wir gerne wieder machen.«

Dann packte er mich und umarmte mich sehr lang. Meine Arme umschlang er dabei praktischerweise so, dass ich ihn nicht zurückumarmen musste.

 10

Timo wirkte wie jemand, den man um drei Uhr morgens aus dem Bett geklingelt hatte, was vermutlich daran lag, dass ich ihn um drei Uhr morgens aus dem Bett geklingelt hatte.

»Hey, schön dich zu sehen«, strahlte ich.

Vielleicht konnte man aus dem Timo mit den halb geöffneten Augen, dem Sinusmund und der explodierten Frisur, dem Drei-Uhr-morgens-Timo, wieder den fröhlichen, den lieben Timo, den Alltags-Timo machen.

»Ich wollte zu Eno«, sagte ich unnötigerweise, da Eno, besorgt und genervt, hinter ihm auftauchte.

»Ist was passiert?«, fragte sie und drängte Timo von der Tür weg.

Der schaffte es jetzt, seine Augen aufzureißen. Leider war nur ein entgeisterter Blick drin.

»Ich wollte dich fragen, ob du auf den Hund aufpassen kannst«, sagte ich und versuchte dabei lässig zu klingen.

Ich hob das Ende der Leine in meiner rechten Hand hoch. Das andere Ende führte hinter mir ins Treppenhaus. Vermutlich war der Hund wieder eingeschlafen, der Kilometer zu Enos Wohnung hatte ihn so geschafft, dass er sogar nur einmal gekotzt hatte.

Eno sagte - wie ich fand, unnötig aggressiv: »Was, jetzt?«

Timo murmelte irgendwas, wedelte abwehrend mit der Hand in meine Richtung und schlurfte ins Wohnungsinnere.

»Ja, ab jetzt, quasi. Für ein paar Tage.«

»Was ist passiert, Maria?«

Die echte Sorge, die aus ihrer Stimme herauszitterte, rührte mich.

Ich trat einen Schritt näher.

»Es ist alles okay. Ich dachte, ich fahre mal meine Familie besuchen.«

Enos Gesicht hellte sich auf, dann flackerte es und die Freude erlosch.

»Bist du sicher? Noch vor ein paar Tagen warst du sauer, als ich das vorgeschlagen habe.«

Stand Timo noch im Flur und hörte uns zu? Ich spähte an Eno in ihrem Bademantel vorbei.

»Wohnt Timo jetzt hier?«

»Ja, schon eine Woche.«

»Ah. Gut. Also, geht das mit dem Hund?«

Eno schaute auf ihre nackten Füße.

»Ach, Maria.«

Dass Eno so resigniert klingen konnte, war neu und schmerzhaft.

»Bitte. Ich glaube, ich muss fahren. Oder ich kann nicht bleiben.«

Sie nickte. Jetzt griff sie nach der Leine, bekam meine Hand zu fassen und hielt sie kurz fest. Ihre Hand sagte: »Pass auf dich auf und komm bald wieder.« Sie sagte: »Ich denk an dich und ich wünsche dir Glück.«

Ich sagte: »Wenn man ihn streichelt, kotzt er weniger.«

11

Die Küste Nordspaniens sah aus, als hätte jemand ein Stück aus ihr herausgebissen. Vielleicht die Spanier oder die Basken. Außerdem sah sie aus, als würde sie jeden Augenblick zurückbeißen. Zackige Felsen drängten sich aneinander und rissen ein Loch in jede Welle, die ihnen zu nahe kam. Ich wünschte, ich wäre im Sommer gekommen, wenn das Meer friedlicher mit der Küste umging und nicht versuchte, sie zu verschlucken. Zum Schutz hatte sich der Steinkamm, immer in Kampfstellung, ein grünes Fell zugelegt. Was sich die See wohl zurückholen wollte? Auch in meinem Magen tobte ein Kampf, der Bus nahm waghalsige Kurven in einer Geschwindigkeit, die ich nicht einmal auf der Autobahn anpeilte. Also schloss ich vor jeder Biegung die Augen und drückte mich fest in meinen Sitz. Überhaupt tat mir die Schönheit der Landschaft weh. Das sterbende Novembergrün im scharfen Kontrast zu den grauen Wellen flimmerte grell. Ein Abschnitt der Küste verdrängte den nächsten. Manchmal war mir, als führen wir direkt auf das Meer zu, manchmal war da nur Fels. Endlich ließen wir das Wasser hinter uns, und der Bus fuhr Richtung Landesinneres. Er hielt ein paar Mal, die Leute zerrten ihre Koffer über die Stufen und ihr Schnattern wurde immer leiser.

So lange hatte ich niemanden mehr Galicisch sprechen hören. Die Wörter wollten erst ihren Weg nicht in mein Ohr finden, sie eckten an und wenn es doch eins schaffte, konnte ich es nicht begreifen. Einige Sitze weiter unterhielten sich zwei Frauen um die

dreißig, sie sahen nett aus. Ich versuchte von ihren Lippen zu lesen, aber als die eine merkte, dass ich sie anstarrte, und meinen Blick scharf erwiderte, ließ ich es bleiben. Der Bus fuhr nun langsamer als auf der Küstenstraße, und ich schaute wieder nach draußen. Seit zwölf Stunden war ich unterwegs und konnte kaum fassen, dass ich wirklich bald ankommen sollte. Immer wieder hatte ich überlegt umzukehren. Schon nachdem Eno die Tür geschlossen hatte, war ich versucht gewesen, meinen Hund zurückzufordern, das sei alles nur Spaß, haha, was haben wir gelacht.

Am Flughafen waren Malta, Salvador de Bahia und Köln die Ziele, die vor Santiago angezeigt wurden. Wie wäre das, ein paar Wochen Malta? Wo lag das eigentlich genau? Oder wie wäre ein Job als Stewardess? Wenn ich ohnehin schon nirgendwo zu Hause war, konnte ich das auch für Geld sein.

Und doch wackelte mich der Bus unaufhaltsam immer näher zum Dorf meiner Kindheit. Bevor ich dorthin kam, musste ich noch einiges in meinem Kopf ordnen. Mir in Erinnerung rufen, wie es gewesen war, um die, die anderes behaupteten, Lügen zu strafen. Unweigerlich würde ich über meine Schwester nachdenken müssen, daher beschloss ich, dies gleich zu tun und abzuhaken.

Über meine Schwester gibt es nicht viel zu sagen und doch wird ständig über sie geredet. Adela, Maria Adela natürlich, war ein durchschnittlich schweres Baby und sie kam an einem normalen Dienstag zur Welt. Sie entwickelte sich, wie Kinder sich eben entwickeln, wuchs, wie Kinder eben wachsen, spielte die Spiele von damals in den Gärten von damals und tat danach Dinge, die Jugendliche taten. Dann starb sie und alles, was vorher so normal gewesen war, wurde hochstilisiert, verdreht und mit magischen Elementen versehen, die es in ihrer Kindheit - und das kann

man mir glauben, ich war schließlich dabei – gar nicht gegeben hatte.

Die Nachbarin meiner Eltern, *viúva* Soberano, die schon so lange Witwe war, dass ihr Status mit ihrem Namen verschmolz, diese Witwe Soberano eben behauptete, am Tag, als meine Schwester geboren wurde, habe sie von ihrem Mann geträumt. Er, von dem sie erzählte, er sei im Bürgerkrieg gefallen, wobei jeder wusste, dass er betrunken einen Autounfall gehabt hatte, sei ihr erschienen und habe ihr aufs Neue seine Liebe beteuert. Gerade, als sie in seine Arme sinken wollte, habe sie der Schrei eines Babys, nämlich der erste Schrei Maria Adelas, geweckt und ihr Mann wurde wieder in die Traumwelt zurückgesogen. Nie wieder, so beteuerte die *viúva* ein ums andere Mal, sei ihr geliebter Antonio ihr seit diesem Tag im Traum erschienen.

Der Bauer des angrenzenden Hofes erzählte jedem, der eine spannende Geschichte und einen guten Sherry zu schätzen wusste, von dem Moment, als er am ersten Geburtstag von Maria Adela die Stalltür öffnete und alle seine Kälber tot vorfand, ja, alle sechs, wiederholte er und goss dem Zuhörer noch ein Glas ein, bevor er zur detailgetreuen Schilderung der Kadaver überging, denen Schaum vorm Mund und kalter Schweiß auf der Stirn gestanden hatten.

Und Pfarrer Tomás sprach hinter vorgehaltener Hand davon, wie ihm der Atem gestockt hatte, als er bei der Kommunion von Adela den Segen über ihren Lockenkopf sprechen sollte. Kein Wort, wisperte er, kein Wort habe er herausgebracht, seine Zunge war von Gottes Kraft, ja, von Gottes Anwesenheit gelähmt.

Wir alle erinnerten uns an die langwierigen Segenssprüche, die für Tomás typisch waren, wir erinnerten uns daran, dass in einem Sommer die Kühe auf jedem Hof gestorben waren, und dass die *viúva* Soberano log, sobald sie den Mund aufmachte, wussten wir

auch. Trotzdem ließ sogar meine Mutter sich zu der Geschichte hinreißen, an Adelas Wiege habe ein Topf Gerbera gestanden, Blüten so frisch und prächtig, die nur Stunden nachdem meine Mutter sie dorthin gestellt hatte verblüht waren. Zu meiner Geburt habe sie dasselbe gemacht, und die Blumen seien mit mir gewachsen und gewachsen, bis man sie in den Garten setzen musste. Vermutlich hatte sie die Geschichte nach meinem Verschwinden modifiziert, und auch meine Gerbera ließen seitdem die Köpfe hängen.

Ich weiß natürlich um die Grausamkeit, der Mutter, die ein Kind verloren hat, auch noch das zweite zu nehmen. Den Abschied aus emotionaler Ökonomie zu überspringen und aus genau diesem Grund auch auf weiteren Kontakt zu verzichten.

Aber nach Adelas Tod kam der Sommer. Die Erde auf ihrem Grab trocknete zu spröden Klumpen, Bänder verblühten mitsamt den Blumenkränzen, verwachsen zu vegetativer Einheit, ein neues Grab auf dem Grab. Ameisen trugen diese Schätze fort, verschwanden damit zwischen Farn und welkem Gras und schließlich in der Erde, vielleicht näher an Adela. Freilich sah ich von alledem nichts. Denn dieser Sommer war anders, drückender. Nachts warf man sich schweißnass umher, tagsüber schleppte man seinen Körper, der viel schwerer war als sonst. Um sechs Uhr morgens tappte meine Mutter in die Küche und machte Kaffee. Ich wartete, bis ich die Stalltür hörte, schlich herunter und trank den Rest heißen Kaffees. Das musste sehr schnell geschehen, bevor mein Vater in die Küche kam.

Ich war dann schon weit fort, der Fahrtwind auf dem Fahrrad trocknete den Schweiß der Nacht. Ich war zu einer der Buchten unterwegs. Diesen Sommer ging ich nicht mehr mit den anderen zum beliebtesten Strand, nahe an unserem Dorf, dort lag sogar

weißer Sand. Ich fuhr ein paar Kilometer weiter, zu einer kleinen Bucht, die man *ollo* nannte. Denn hier legten sich Felsen wie ein Wimpernkranz ums Meer und ein paar Hundert Meter weit draußen lag die schwarze Pupille der Bucht, eine merkwürdig rundgeschliffene Felsformation. Zwar gab es hier auch Menschen, doch nur wenige aus meinem Dorf, und so beachtete niemand, wie ich mein Handtuch zwischen die Felsen breitete.

Mateu kam auch hierher. Manchmal war er sogar schon da, wenn ich kam, obwohl die Sonne gerade erst aufging. Abends gingen wir immer gemeinsam, schoben unsere Räder nebeneinander her, bis der Himmel die Sonne gefressen hatte, nie fuhren wir. An der Biegung zu seinem Haus hob er die Hand, ein verwaschenes Winken, und sagte »Bis morgen«.

Wir sprachen viel weniger, als wir es vor Adelas Tod getan hatten, obwohl wir uns jetzt öfter sahen. Es gab auch keine Berührungen mehr, keiner sah dem anderen länger als nötig in die Augen. Und unser Schweigen hatte etwas Scharfes. Meine Stille konnte ihm wehtun, ihn verletzen mit ihren Kanten. Und seine Sprachlosigkeit drückte mir die Luft weg. Ich atmete schwer und schob es auf die Hitze, die auf der anderen Seite des Dorfes Adelas Grab aufriß. Und trotzdem kamen wir jeden Tag in unsere Bucht. Manchmal schwammen wir. Wir kletterten auf die runden Felsen, balancierten waghalsig darauf herum, niemals fielen wir, auch wenn die Wellen noch so sehnsüchtig nach uns griffen. Wir sahen zum Ufer, die Küste eines Jedes-Landes, wir hätten überall sein können. Doch wir waren hier.

»Ich sollte nach Hause gehen«, sagte jeder von uns mindestens einmal am Tag und blieb. Denn zu Hause gab es das Schweigen auch, doch dort war es nicht scharf, sondern eiskalt und mit jedem Atemzug sackte die Kälte tiefer in einen hinein. Das war der Juni.

Und dann kam ich eines Tages zum Strand, später als sonst, und Mateu lächelte. Ich hatte vergessen, wie das an ihm aussah, wie ein Hemd, das er lange nicht getragen hatte, oder ein Hut, den er nur zu besonderen Anlässen aufsetzte. Ich lachte ein bisschen, vorsichtig, denn sein Lächeln sollte nicht nur ein kurzes Gastspiel geben, um danach verschreckt die Bühne zu verlassen, sondern zahlreiche Zugaben feiern und vor dem nächsten glorreichen Auftritt höchstens ein paar Minuten Pause machen. Das Lächeln blieb den ganzen Morgen. Ich fragte nicht, wie er dieses strahlende, dieses zähneblitzende Lächeln wiedergefunden hatte. Wir rannten ins Wasser und kraulten zu den Felsen. Es waren bestimmt ein paar Hundert Meter, aber das Meer nahm heute vor uns Reißaus und sekundenschnell waren wir bei der Pupille angelangt. Keuchend zogen wir uns auf die Steine und ruhten aus. Mateu griff nach meiner Hand, kurz nur, dann zog er seine Finger zurück. Wir ließen uns schwer ins Wasser fallen, das Salz spülte Mateus Gesicht wieder leer.

Ich dachte, von nun an würde er nicht mehr kommen. Vielleicht würde ich eines Abends vergessen aufzustehen und in den Schatten versteinern. Und wäre selbst eine Felsformation, die Strandbesucher seltsam an eine Frauengestalt erinnerte. Doch auch nach diesem Nachmittag, an dem Mateus Schweigen meinen Brustkorb zerquetschte, kam er zurück. Er kam später als sonst, die Sonne stand schon hoch am Himmel. Er sagte Hallo und breitete sein Handtuch neben meinem aus, strich vielleicht etwas sorgfältiger als sonst die Ränder glatt und setzte sich behutsam. Wir schwiegen so beharrlich, dass ich anfing, dem Schweigen in meinem Kopf Formen zu verleihen. Wenn Mateu heimlich zu mir schielte, war das Schweigen ein Hammer, der auf die immer gleiche Stelle in meinem Magen traf. Wich ich seinem Blick aus, waren

es tausend Glassplitter, die auf sein Gesicht rieselten. Manchmal war das Schweigen auch geschickter, pirschte sich an und verklebte einem die Lippen erst im letzten Moment, wenn der Kopf die Worte schon an den Mund geschickt hatte. Oder es legte sich um einen, wie ein schützender Mantel, und wurde immer enger, bis man nach Luft schnappte.

Mateu war also wiedergekommen, weil er nicht fortbleiben konnte. Als er vor mir ins Wasser lief, sich erst nach mir umsah, als er schon bis zum Bauch in den Wellen stand, beschloss ich, fortzugehen. Abends, an der Gabelung zu seinem Haus, winkte er mir auf die altbekannte verwischte Art und bog in die Dunkelheit ab.

Vielleicht ahnte meine Mutter, dass etwas vor sich ging, als ich am nächsten Morgen früher als sonst aufstand und zu ihr in die Küche kam. Sie lächelte mich unter schweren Lidern an, die Falten in ihrem Gesicht Landkarte ihrer Vergangenheit, und wir tranken Kaffee aus weiß-blauen Porzellantässchen. Danach ging sie in den Stall, und ich machte mich auf den Weg zum Flughafen.

 12

Wie würde meine Mutter wohl inzwischen aussehen? Wäre ihr Gesicht grau vor Trauer, welk wie die Gerbera, die Adela getötet hatte? Oder war sie vielleicht krank geworden, durchfuhr es mich, und hatte sie deshalb so auf meine Rückkehr bestanden? Ich ging schneller, passierte die Felder mit dem Bild meiner kranken Mutter vor Augen, ein weißes Gesicht auf einem weißen Kissen. Es war noch eine halbe Stunde bis zum Hof meiner Eltern. Was, wenn es zu spät war?

»Maria?«

Ich drehte mich nicht um, jede hier war Maria.

»Maria!«

Neben mir auf dem Feldweg bremste ein Fahrrad scharf ab, Staub flog auf meine Schuhe.

»Du bist es wirklich!«

Der grinsende Mund schaffte es fast, die gesamten Apfelbäcken zu zerteilen. Ich starrte das Mädchen ein paar Sekunden an, bis es mir schließlich dämmerte. Sie war mit mir zur Schule gegangen, aber der Name wollte mir nicht einfallen. Dass ich sie kaum wiedererkannte, schien ihr überhaupt nicht in den Sinn zu kommen.

Sie strahlte ein paar Sekunden weiter und plapperte drauflos: »Das ist ja eine Ewigkeit her, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe!«

Jetzt kam der Moment, in dem ihr einfiel, dass meine Schwester

gestorben war, und ihre Lippen kräuselten sich, ihre dichten Augenbrauen verzogen sich zu einer haarigen Sorgenlinie.

Mir hingegen fiel wieder ein, warum ich mich unmöglich an ihren Vornamen erinnern konnte. Sie war zu Schulzeiten recht kräftig gewesen und musste immer die Kleidung ihrer fünf oder sechs Brüder auftragen. Man nannte sie daher beim Nachnamen des Vaters, Castro, so wie ihre Brüder.

Ich grinste, was sie als Aufforderung nahm, weitere Nachforschungen über meinen Aufenthalt anzustellen.

»Wohnst du jetzt wieder hier? Ich dachte, du bist in Deutschland und arbeitest als Arzt?«

Die weibliche Form von *doctor* hatte es noch nicht in ihren Sprachgebrauch geschafft.

»Ich arbeite im Krankenhaus«, sagte ich ausweichend.

Die nächste Frage sollte wohl meinem Beziehungsstatus gelten, aber nachdem Castro diskret auf meinen Ringfinger geschielt hatte, sparte sie sich das.

»Oh wie schön, du besuchst deine Familie, ja? Deine Mutter erzählt immer so viel von dir, ist ja schon eine Weile her, seit du mal da warst. Letztes Weihnachten, oder?«

Eine Bewegung zwischen Achselzucken, Lachen und mich am Kopf kratzen war die Antwort. War diese Lüge meiner Mutter nötig, um ihr Gesicht in der Nachbarschaft zu wahren? Immerhin war sie nicht todkrank, wenn sie mit Castro Schwätzchen halten konnte.

»Wie lange bist du denn da? Komm uns doch mal besuchen, ich wohne jetzt gar nicht weit von dir«, sagte sie.

Hatte wohl in der Nachbarschaft eingeheiratet, gut für sie. Ihre Apfelbäckchen nahmen nun auch den Rest ihres Gesichts ein, aber das Rot, das auf ihre Wangen kroch, stand ihr.

Sie wirkte glücklich, darum sagte ich: »Sehr gerne! Ich muss jetzt nur ...«

Und sie tätschelte mir verständnisvoll die Schulter und fuhr davon, ein wehender schwarzer Mantel auf einem blauen Klapprad.

**Wie geht's dem Hund?**

Gut, wir haben ihm Yogitee gegeben, jetzt ist seine Kotze rosa. Deine Blumen hab ich auch gegossen, Schlüssel unter der Türmatte ist nicht sehr kreativ, weißt du. Wie geht's deinen Eltern?

Yogitee? Was kommt als Nächstes, kocht ihr für ihn?

Maria, geh da jetzt hin. Wofür bist du denn so weit geflogen?

Aber.

Ich hab heut sicher nicht eine halbe Stunde den Badezimmerboden gescheuert, damit du rumstehst, los jetzt!

14

Das Haus war größer geworden. Ja, wirklich, oder ich war geschrumpft, das passiert schließlich im Alter. Dafür war es baufälliger denn je. Müde hing der Putz an den Wänden, ein Ächzen ging durch das Gebälk, als der Wind lustlos die morschen Läden schüttelte. Die Schindeln auf dem Flachdach lichteten sich, das Haus bekam eine Glatze. Daneben der Stall, ein Ziegelstein akkurat auf den nächsten gelegt, frisch verputzt, sogar mit Zierleisten an den Fenstern. Damit die Kühe besser rausschauen konnten? Ammoniak stach in meine Nase, in meine Augen. Ich trat einen Schritt zurück. Noch konnte ich umkehren. Suchend blickte ich mich nach dem Sandkasten um. Adela und ich hatten dort früher unsere Schätze vergraben, silberne Löffel, die goldene Taschenuhr meines Vaters und einmal die Ohrringe meiner Mutter. Leider war das auch der einzige Schatz, den wir nie wieder heben sollten. »Silber und *azabache*, Schmuck aus dritter Generation!«, hörte ich sie, die sonst keinerlei Wert auf Schmuck legte, noch jammern. Zum nächsten Geburtstag bekam sie ein billiges Imitat von meinem Vater geschenkt. Der Sandkasten war nicht mehr da, dem Erdboden gleichgemacht. Dafür gab es mehr Gemüsebeete als früher. Und einen ganzen Urwald an Salat.

Die Stalltür flog auf, mein Vater trat heraus, in seinem Blau-
mann hängend, wühlte mit starren Fingern in der Brusttasche,
fand Zigaretten. Er sah auf, wie ein Tier witterte er meine Anwesenheit. Aus dem braun-faltigen Walnussgesicht stach ein schwar-

zes Augenpaar hervor. Ein Registrieren meiner Anwesenheit, ein Blinzeln, das Erkennen im Blick auf das Feuerzeug verborgen. Rauch stob aus seinen Nüstern. Er sah wieder auf, weit in die Ferne, auf die Felder, wo nichts war außer Grün. Meine Zunge klebte am Gaumen, an schlucken war nicht zu denken, sprechen erst recht nicht. Dafür funktionierten meine Füße ganz wunderbar, marschierten Richtung Stiege und führten mich ins Haus. Tiergeruch, Teppichgeruch, Essensgeruch im düsteren Flur. Doch meine Beine wollten weiter, wollten sich nicht erst gewöhnen ans Halbdunkel von früher, wo die immer gleichen Mäntel an der Garderobe hingen und darunter die immer gleichen Schuhe mit den abgetretenen Absätzen meine Geschichte erzählten. Ich schob die Tür zur Küche auf. Meine Mutter stand am Herd. Das musste so sein, denn es war immer so gewesen. Die Schleife der Kochschürze folgte ihren Bewegungen, als sie in einem großen Topf rührte, die Dauerwelle wippte auf den Schultern mit, grau und stumpf, wie mit Staub bedeckt. Sie stand da, breitbeinig, ihre winzigen Füße in den braunen Cordpantoffeln. Wie das Haus schien auch der Herd gewachsen zu sein, und mit ihm die ganze Küche. Zumindest reichte meine Mutter kaum an das Brett mit den Gewürzen. Sie schlappte aus ihren Schuhen heraus, als sie sich auf die Zehenspitzen stellte. Ihr fleckiger Arm griff nach einem Gewürz, bestimmt Petersilie, es war immer und überall zu viel Petersilie im Essen. Sie griff nach dem Döschen, doch es glitt ihr aus der Hand und knallte auf den Steinboden, rollte in meine Richtung. Ich ging in die Knie, um es aufzuheben, sah zu ihr auf. Wie im Gesicht meines Vaters konnte ich das Erkennen ablesen. Doch ihre Miene wurde nicht zu Stein, ihr Gesicht schloss nicht alle Türen und Fenster.

»Filla!«, keuchte sie und brach in Tränen aus.



Was einem keiner sagt, wovon einer keiner warnt, ist, dass alles nicht so einfach ist. Vom Ernst des Lebens hatte ich natürlich gehört, auch davon, dass man für seine Ziele arbeiten musste. Dass alles seinen Preis hat, wurde mir erklärt. Und den alten Männern in den Cafés, die davon zu berichten wussten, dass das Leben hart, früher alles einfacher gewesen und die Jugend vergänglich sei, hatte ich auch gelauscht. Nur hält man all dies selbstverständlich für Übertreibung, für ein Kokettieren, für die Schwäche der Einfältigen.

Dass ich selbst die Einfältige war, oder die Schwache, merkte ich frühestens am Flughafen in Deutschland, als ich feststellte, dass ich keins der Schilder lesen konnte, dass die paar Deutschstunden auf dem Gymnasium, freiwillige Nachmittagskurse, keinerlei Früchte getragen hatten. Spätestens aber merkte ich es, als ich vor der Tür unserer Verwandten stand, einer entfernten Cousine meiner Mutter, die wir der Einfachheit halber immer »die Tante aus Deutschland« nannten. Diese war nämlich alles andere als begeistert, mich mit Sack und Pack vor ihrem Haus zu finden. In den kommenden Tagen, in denen sie mir Unterschlupf gewährte, erfuhr ich auch, warum. Die Familie hatte sich von ihr abgewandt, als sie sich mit einem deutschen Künstler »eingelassen« hatte, ihr Vater enterbte sie, zumindest symbolisch, zu erben gab es nicht viel. Der Rest der Familie, meine Eltern eingeschlossen, ließ außer gelegentlichen Weihnachtsgrüßen nichts mehr von sich hören.

Das hatte den Vorteil, dass sie meinen Eltern nicht sagte, wo ich war und den Nachteil, dass ich schnell wieder ausziehen musste. Sie vermittelte mir den Gärtnereijob und einen Deutschkurs und ließ mich ziehen. Später berichtete sie meinen Eltern doch von mir, gab ihnen sogar meine Nummer. Meine Adresse wusste sie nicht. Zuerst rief meine Mutter mehrmals täglich an, dann nur noch wöchentlich und schließlich sprach sie mir alle paar Monate auf die Mailbox, gratulierte mir zum Studienplatz, fragte, wohin sie mein Geburtstagsgeschenk schicken sollte, berichtete von Nachbarn, Verwandten. Nach einem Jahr änderte sich der Ton der Nachrichten. Er war nun nicht mehr flehend, zärtlich, bittend. »Kind«, sagte sie, »es freut mich, dass es dir im Studium so gefällt. Es ist wirklich gut, dass du viele Freunde gefunden hast und dich bei den Deutschen so wohlfühlst!« Ich hielt diese Hirngespinnste erst für einen Trick. Dann verstand ich. Sie traute mir nicht zu, dass ich selbstsüchtig handelte. Sie traute mir die Flucht nicht zu. Darum musste die Geschichte für sie diese sein: Ich hatte das kleine Dorf in Galicien verlassen, um der Wirtschaftskrise zu entkommen und in der großen weiten Welt Medizin zu studieren. Sie lobte meine vermeintlichen akademischen Erfolge, den Mut zur Berufswahl und wünschte mir schöne Erfahrungen »bei den Deutschen«. Sie stellte auch keine Fragen mehr am Telefon. Ihre Version der Geschichte musste unantastbar werden. Irgendwann löschte ich ihre Nachrichten ungehört, sie hallten trotzdem nach.



Der Schinken also. Die Schweine auf dem Hof meiner Eltern, immer nur zehn, fünfzehn Stück im Jahr, wurden gefüttert, verwöhnt, geschlachtet und zu Schinken verarbeitet. Obwohl ich als Kind mit ihnen spielte und besser wusste, wie sich ein borstiger Schweinerücken anfühlte als das Fell einer Katze, wurden sie erst zu einem Teil der Familie, wenn sie geschlachtet waren.

Der Schinken baumelte von der Decke in der Küche, neben der Lampe. Meine Eltern konnten sich die Küche vielleicht ohne Lampe vorstellen. Vielleicht sogar ohne den Steinofen, der zu jeder Tages- und Jahreszeit brannte, und das schon seit Generationen. Wenn es sein musste, sogar ohne Tisch und Eckbank, die mein Vater selbst gezimmert hatte. Aber nicht ohne Schinken. Der Schinken war allgegenwärtig. Manchmal hingen zehn Keulen über unseren Köpfen, manchmal nur eine. Aber der Schinken war immer da. Für seltene Gäste stieg mein Vater auf einen Stuhl und holte ein Prachtexemplar herunter, löste die Kordel von den Deckenbalken, hob den Schinken ächzend mit beiden Händen herab, damit der Besuch daran schnuppern konnte, die Haut auf- und abfahren. Dem Fleisch Ehre erweisen. Ein Stück probieren. Und noch eins. Pur, ohne Brot und Firlefanz. Der angeschnittene Schinken wurde gut verpackt, eingewickelt wie ein Baby und kam dann in den kühlen Keller. Mehrmals täglich wurde nach ihm gesehen. Ob er wohl auch richtig zugedeckt war? Die anderen Keulen warteten oben an der Decke auf ihren Einsatz, sie reiften weiter. Der Schinken

schmeckte nach allem, was in dieser Küche vor sich ging. Er speicherte die Morgenluft, die seine Fasern trocknete. Den dampfenden Kartoffeleintopf, den meine Mutter stundenlang rührte. Die Zigaretten, die mein Vater heimlich in der Küche rauchte. Ein bisschen auch den Stallgeruch, der unvermeidlich hereinströmte. Der Schinken sammelte Abdrücke von alledem und von noch viel mehr, das Aroma war die Chronik eines Jahres. Was wir an diesem Abend in das Fleisch schrieben, war:

Das Salz der Tränen, die ohne Unterlass über das Gesicht meiner Mutter rannen. Selbst Stunden nach meiner Ankunft, nachdem der erste Schock vorüber war, die ersten Unterhaltungen geführt, konnte sie nicht aufhören zu weinen.

Der Gestank nach verbranntem Kartoffeleintopf – Mama hatte vergessen, dass sie Eintopf kochte – mit einem Hauch Petersilie, der zur Decke aufstieg.

Kein Zigarettenrauch. Mein Vater würdigte meine Rückkehr nicht damit, dass er sich etwaige Nervosität anmerken ließ.

Röstaroma, als die *cafetera* überlief und Kaffee in die Herdplatte brannte – Mama hatte vergessen, dass sie Kaffee kochte.

Die Frage »Wo bist du gewesen?«, die zwar immer nur gewispert wurde, aber das so oft, dass sie wie dichter Rauch unter der Decke hängen blieb und sich an die Keulen schmiegte.

Gedämpfte Flüche aus dem Stall, nachdem mein Vater wortlos drei Teller vom verbrannten Eintopf in sich hineingeschaufelt hatte.

Eine beißende Sherryfahne, als er wieder ins Haus zurückkam.

Mein eigener Geruch nach Flugzeug, nach Bus, nach der Fremde. Doch bestimmt war der Schinken gegen meine Aromen resistent, seine Poren schlossen sich, sobald ein Fremdkörper in ihn dringen wollte.

Wir gingen zu Bett, mein Zimmer lag unberührt da, wie eh und je. Das Bücherbord war unangetastet, ein rotes Lesezeichen steckte noch immer zwischen Seite 34 und 35 in meiner Ausgabe von *La Celestina*. Auf dem Fensterbrett stand ein Blumentopf, der vor weißen Blüten überquoll, ich kannte die Sorte nicht. Es sah ganz so aus, als würde hier jemand wohnen. Mein Bett hatte sich ebenfalls nicht verändert. Das Laken war an der Ecke zurückgeschlagen, ich musste nur noch hineinkriechen. Und zum ersten Mal an diesem Tag hatte ich selbst das Bedürfnis zu weinen. Während mich der Geruch von Stärke einlullte und ich langsam in den Schlaf glitt, lauschte ich dem Atem meiner Mutter vor der Tür, die sich davor fürchtete, dass ich wieder fortging.



Das Stockbett war der Ursprung allen Übels. Adela und ich schliefen zusammen in einem Zimmer, in jenem Stockbett. Und weil ich die Jüngere war, schlief ich unten. An Sonntagen ließ sie mich manchmal zu ihr herauf. Wir taten so, als ob wir schliefen, wenn meine Mutter noch einmal vor dem Zubettgehen zu uns hereinkam. Das Licht vom Spalt unter der Tür fächerte sich dann plötzlich auf und traf auf unsere zusammengekniffenen Augen. Trotzdem flüsterte sie uns »Gute Nacht« zu – ob sie wusste, dass wir nicht schliefen? Wir lauschten, wie sich ihre Schritte entfernten. Wenig später verklangen die gedämpften Stimmen des Fernsehers, und mein Vater stampfte die Treppe herauf. Seine Schritte hatten nichts mit denen meiner Mutter gemein, er trat nach jeder Stufe. Wenn das Haus endlich still war, begannen wir zu spielen. Ein Spiel hieß Lügentag. Eine von uns, meistens Adela, erzählte, was sie an diesem Tag gemacht hatte, und baute kleine Schwindeleien ein. Die Kunst dabei war, das Gleichgewicht von Lügen und Wahrheiten konstant zu halten. Adela gewann fast immer.

»Heute habe ich die *viúva* Soberano gesehen«, sagte sie zum Beispiel.

»Ja«, sagte ich, denn ich hatte sie auch gesehen.

Überhaupt war ich Adela den gesamten Tag nicht von der Seite gewichen und war sicher, jede ihrer Lügen zu entlarven.

»Sie hatte ein Kopftuch auf«, sprach Adela weiter, und ich sagte wieder »Ja«, denn ich hatte das Kopftuch gesehen.

»Und sie stand in ihrer Haustür und seufzte ›Ach Antonio, mein lieber, lieber Antonio!‹.«

»Stimmt nicht, Lüge!«, rief ich.

»Doch, genau so ist es gewesen. Sie seufzte immer wieder seinen Namen und schloss leise die Tür.«

»Gar nicht, sie hat uns vom Fenster aus zugewinkt und ist wieder weg, ich hab es doch gesehen, Adela!«

Adela verzog das Gesicht. Ich konnte es nicht sehen, aber das tat sie immer. Sie zog eine Schnute, fast alle Sommersprossen rutschten Richtung Nase. Jetzt stritten wir uns ein paar Minuten. Irgendwann standen mir die Tränen in den Augen, ich wusste doch, dass ich recht hatte, ich hatte es genau gesehen. Ich wollte Adela zwicken, aber sie würde anfangen zu heulen und unsere Mutter aufwecken und das Spiel wäre vorbei. Adela prustete los, immer heftiger, sie schüttelte sich so sehr, dass das Bett anfang zu schwanken.

»Hör auf«, sagte ich, doch sie drehte ihr Gesicht nur zum Kissen und dämpfte ihr Japsen damit.

»Natürlich war es eine Lüge, aber du hast es fast geglaubt!«

Sie hatte sich wieder zu mir gedreht und schob ihre kalten Zehen unter meine Füße.

Ich zuckte zusammen: »Hab ich gar nicht.«

»Aber«, sagte Adela nach einer Weile, »meinst du, sie tut es?«

»Tut was?«

»Na, so an ihren Mann denken, so romantisch. Weil er doch tot ist.«

»Romantisch?«

Sie rückte ein Stück von mir ab und schwieg das überlegene Schweigen der Älteren, ließ mich allein in der Schwärze. Kein Streifen Mondschein schaffte es durch die Läden herein.

Ich hasste es, wenn ich für etwas zu klein war. Zu klein, um oben zu schlafen, zu klein, um Tagebuch zu schreiben, zu klein, um Kaffee zu trinken. Adela warf sich neben mir herum.

»Also, was ist jetzt mit der *viúva* Soberano?«, bohrte ich nach.

Mir war, als enthielte meine Schwester mir eine Weisheit vor, ohne die alles andere, was ich zu wissen glaubte, nur lose in meinem Kopf herumkullerte und ab und an schmerzhaft an meinen Schädel stieß. Doch Adela tat so, als ob sie schlief.

Je älter wir wurden, umso seltener wurden die Stockbettnächte zusammen. Auch die Spiele wurden weniger. Wer-hält-am-längsten-die-Luft-an gab es nur noch alle paar Wochen. Auch Welches-Kuscheltier-ist-das spielten wir selten. Am liebsten war Adela nun Fang, ein Spiel, das sie erfunden hatte. Es ging darum, dass sie ihre Kuscheltiere, Bücher, Kissen und Decke und zum Schluss sogar ihr Nachthemd auf mich nach unten warf. Natürlich konnte nur sie gewinnen.

In manchen Nächten zog sie die Leiter herauf, und auch wenn ich bettelte, ließ sie mich nicht zu ihr nach oben. Obwohl wir danach noch redeten, schmerzte das am meisten. Sie war so viel weiter weg.

Später kam ihr erstes Handy. Sie hatte es heimlich gekauft, meine Eltern durften nichts davon wissen. In einer der ersten Nächte sollte ich zu ihr nach oben klettern. Ich schwang mich über das Holzgitter und sah Adelas erwartungsvolles Gesicht grün erleuchtet von ihrem neuen Spielzeug. Sie zeigte mir das Handy, wir spielten ein Spiel, die Töne auf ganz leise gestellt. Das Handy blinkte zwischen unseren Fingern.

»Lass mich auch mal wieder«, sagte Adela und nahm es mir aus der Hand.

Sie gab mit den SMS von ihren Freunden an. Ich konnte nichts anfangen damit, dass diese und jene Freundin etwas über jemanden gesagt hatte. Aber ich nickte beständig, schließlich war ich wieder ganz oben angekommen, im Stockbett bei Adela, wo wir die Laken hissten und durch Sommergewitter segelten.

Ein paar Tage später zog sie die Leiter wieder nach oben und war nicht umzustimmen. Ich hörte sie kichern, wenn ihr Handy mit einer neuen Nachricht vibrierte.

»Wer schreibt dir denn?«

Aber auch dafür war ich zu klein.

Schließlich, als sie nicht einmal mehr Lügentag spielen wollte, verpetzte ich sie. Es war spät, meine Eltern schliefen schon. Ich schlich in ihr Zimmer, Adela merkte gar nicht, dass ich ging. Als ich die Tür öffnete, schoss meine Mutter in die Höhe.

»Was ist?«, zischte sie und warf einen nervösen Blick auf meinen schnarchenden Vater.

Schon bereute ich es, sie geweckt zu haben.

»Nichts«, sagte ich schnell, aber meine Mutter ließ nicht von mir ab, folgte mir in unser Zimmer.

Als sie Adela das leuchtende Ding aus der Hand riss, verzog meine Schwester ihr Gesicht, keine Sommersprosse war mehr zu sehen. Sie riss ihr Laken von der Matratze und packte ihr Kissen. Jetzt stampfte sie, ganz Vaters Tochter, die Treppe herunter und richtete sich ein Lager auf der Couch. Meine Mutter folgte ihr nach unten. Ich lief ihnen nach und sah, wie meine Mutter über Adelas Locken strich, leise Worte zu ihr sprach. Um die beiden, eben noch entzweit, jetzt inniglich vereint, gab es eine unsichtbare Grenze, einen Bannkreis. Sie war nicht zu übertreten, darum schlich ich zurück in unser - jetzt mein - Zimmer. So dunkel war es noch nie gewesen, hier im Stockbettzimmer. Ich lag die ganze Nacht wach. Die

Balken knarzten unheimlich, als wäre Adela noch immer da, jeden Moment konnte sie »Fang!« rufen und mir ihre Schmuseeule an den Kopf donnern. Die Sommergewitter müsste ich von nun an alleine bestreiten, unten, in meiner engen Koje. Und das Segel hatte sie mitgenommen.

Am nächsten Morgen zog Adela in die Kammer neben dem Zimmer meiner Eltern. Oma hatte bis zu ihrem Tod hier gelebt, die Möbel standen noch genauso wie damals. Adela pfiiff vor sich hin, während sie die Schränke auswischte und geriet völlig aus dem Häuschen, als ihr meine Mutter erlaubte, die silberne Pillendose zu behalten, die sie im Schreibtisch fand. Stolz deponierte sie ihren Kaugummi darin. Gen Abend, nachdem sie ihre letzten Kleidungsstücke in Omas Schrank verstaut und die letzten Bleistiftlandschaften an die Wand gepinnt hatte, war sie fast versöhnt mit mir.

»Hier, nimm«, sie hielt mir ihre Kaugummidose hin, auf deren Deckel Maria Dolores eingraviert war. »Nimm ruhig zwei«, sagte sie großzügig.

Das schlaflose Stockbett ging an einen Onkel, dessen Frau Zwillinge bekommen hatte. Wir erfuhren nicht, wer oben schlafen durfte.

Mein Vater zimmerte mir ein neues Bett. Geheimnisvoll zwinkerte er mir zu, als er mich zum Schuppen führte. Ich staunte über die Bögen aus blank poliertem Holz, so anders als das zweckmäßige Stockbett. Mein Vater kratzte sich am Kopf und lächelte irgendwie peinlich berührt, als ich über das Kopfteil strich. Seine Hände waren fein, das fiel mir heute zum ersten Mal auf. Lange schmale Finger mit dreckigen Nägeln, aber eben doch fähig, ein so elegantes Möbelstück zu formen. Er kratzte sich noch eine Weile am Kopf, später ging er Richtung Stall davon und zog noch im Gehen die Arbeitshandschuhe aus der Blaumanntasche.

18

»Filla«, sagte meine Mutter, »ich muss dir etwas zeigen.«

Wir saßen in der Küche, wo der Schinken über unser Frühstück wachte. Sie ertränkte noch ein Stück Brot in der ersten Milch des Tages, frisch von der Kuh.

»Hm«, sagte ich und panschte in meiner eigenen Brotsuppe herum.

Sie lehnte sich zu mir über den Tisch, ihre knittrigen Arme ergaben von sich gestreckt.

»Ich habe nämlich etwas gefunden.«

Sie riss die Augen auf, das war ihr konspirativer Gesichtsausdruck, der sonst für die Weihnachtszeit reserviert war.

»Später, okay? Ich muss jetzt los«, sagte ich schnell.

Sofort ergraute das Gesicht meiner Mutter.

»Also nur ins Dorf«, verbesserte ich mich hastig.

Wie lange ich bleiben würde, hatten wir uns noch nicht zu fragen getraut.

»Was hast du denn vor?«, fragte sie.

»Ach, du weißt schon ...«

»Triffst du Sara?«

»Sara?«

»Na, Sara Castro, die Frau von Miguel Ferreira. Du hast doch gesagt, du bist ihr schon über den Weg gelaufen.«

»Den hat sie also geheiratet.«

Miguel Ferreira war ein schwächtiger Kerl, der kein *castelán*

sprach, dafür aber, wenn man ihm glaubte, hervorragend mit seinen Pferden kommunizieren konnte.

»Na, Gratulation«, murmelte ich.

»Miguel ist ein ganz lieber Kerl, weißt du, sei nicht immer so abfällig. Er kommt manchmal vorbei und ...«

»Ja, ist schon gut«, sagte ich und stand auf.

»Wann kommst du wieder?«, fragte meine Mutter, den Mund voller milchigem Matschbrot.

Jetzt, wo sie sich zusammengereimt hatte, ich würde bei Castro den Vormittag verbringen, war ihre Panik verschwunden.

»Nimm eine Jacke mit, die Morgen sind schon kalt«, rief sie mir nach.

Ich zog mir einen Strickpullover über, der ebenso wie meine Bettwäsche nach Stärke duftete. Darüber eine Regenjacke, die mir fast bis zu den Knien reichte. An der Haustür legte mir meine Mutter eine Hand auf die Schulter und ruckte mit ihrem Kopf zum Hof, wie ein verstörtes Huhn: »Meinst du nicht, du solltest ...?«

Ich zog die Augenbrauen hoch: »Du hast ihn doch gesehen. Er ist es, der nicht redet.«

Sie nickte bedächtig und schluckte, man konnte deutlich ihren schlaffen Hals erzittern sehen. Ich ging nach draußen zum Schuppen und holte mein Fahrrad, rostiger denn je.

Im Sommer, als Adela starb, hatte ich den Weg durch den Wald gemieden. Auch Mateu fuhr lieber die längere Strecke, die Küste entlang, wo sich Finca an Finca drängte. Manche von ihnen so nah am Meer, wie Selbstmörder aufgereiht, um sich nacheinander in die Fluten zu stürzen. Als heute, auf dem Weg zum Strand, der Nebel mein Gesicht küsste, lenkte ich das Rad wie selbstverständlich auf den Waldweg. Sofort wurde es dunkler, der faulige Geruch von

feuchtem Laub stieg zu mir auf. Bäume, deren Namen ich in der Schule gelernt und sofort wieder vergessen hatte, säumten den Weg. Viele davon nackt, wie Galgen. Mein Regenmantel kam mir nun lächerlich vor, wie sollte er mich vor irgendwas hier beschützen? Im Sommer wäre es hier anders, versuchte ich mein klopfendes Herz zu beruhigen. Es war anders.

Ich kann verstehen, dass Adela den Wald liebte. Dass sie den weichen Boden unter den Füßen brauchte, oft barfuß. Sie ließ sich eher vom Wald verletzen als andersherum. Sie brauchte die Stille, das Knacken von Ästen, manchmal Rascheln im Unterholz. Diesen kleinen Sprung, den der Magen macht, wenn man den schmalen Pfad am Ende der Biegung zu schnell hinunterläuft. Adela sehnte sich nach den Blättern, die sich im Spätsommer wie ein Teppich für sie auslegten und ihren Weg zwischen den Bäumen dämpften. Wollte sich am liebsten mit den Baumkronen im Wind wiegen. Ich glaube, sie brauchte das Gefühl, dass der Wald sie verschluckte, dass die Zweige und Äste hinter ihr zusammenfuhren und sie umschlossen. Ich glaube, dass sie nie so frei war wie dort.

Was ich nicht verstehen kann, sind die Nächte. Ich konnte mich dem Wald nicht einmal nähern, wenn es dunkel wurde. Die Schwärze, die in den Zweigen festhing, machte mir Angst. Die Kälte, die muffig aus dem feuchten Boden nach oben kroch. Die Geräusche, überall waren Geräusche, die man nicht zuordnen konnte. Woher kam das Knacken? War dort ein Tier, ein anderer Mensch, ein Geist? Und die Quelle, die offene Wunde des Waldes, aus der nachts schwarzes Blut sprudelte. Adela, was brauchtest du vom Wald bei Nacht?